

Hans-Jürgen Sievers

Von Schorbus in die Mitte Berlins

Der sorbische Pfarrer Oskar Pank und die Briefe an seinen Vater

Vor 100 Jahren zählte Oskar Pank in Deutschland zu den bekanntesten Personen sorbischer Herkunft. Zeit seines Lebens fühlte er sich seiner Heimat verbunden: Wo er nur konnte, setzte er sich dafür ein, dass in sorbisch sprechenden Gemeinden Geistliche eingesetzt wurden, die die Sprache ihrer Gemeindeglieder beherrschten und weiter darin predigten.*

Der Vater Oskar Panks war in Dissen (Dešno) nördlich von Cottbus aufgewachsen, hatte in Berlin studiert und 1837 die Pfarrstelle in Leuthen-Wintorf übernommen. Aus der im gleichen Jahr geschlossenen Ehe mit Selma geb. Bähr (1812–1857) gingen sieben Kinder hervor, der Sohn Oskar war der Älteste von ihnen. Die Kinder wuchsen zweisprachig auf, spürten aber die Probleme der unterschiedlichen Sprachen in der eigenen Familie. Die aus Görlitz stammende Mutter konnte, wie sie in einem der Briefe beklagt, einer sorbischen Predigt nur unvollkommen folgen und bedauerte die fehlende Erbauung. Sorbisch war also die Vater-, nicht die Muttersprache. Die ersten 14 Jahre seines Lebens verbrachte Oskar Pank in Leuthen (Lutol). 1852 wechselte der Vater nach Dissen. Vom gleichen Jahr an bis 1863 wurde er Herausgeber des einzigen Wochenblatts in niedersorbischer Sprache, „Bramborski Serbski Casnik“. Zwei Jahre zuvor hatte er bereits mit Gleichgesinnten einen Verein zur Pflege seiner Muttersprache gegründet.

Oskar Pank war zuerst, so wie auch seine Geschwister, hauptsächlich vom Vater unterrichtet worden, wechselte dann mit 13 Jahren an das Gymnasium nach Cottbus und begann nach dem Schulabschluss 1856 mit dem Theologiestudium in Halle. Dorthin schrieb ihm seine Mutter. Die beiden erhaltenen Briefe vom Dezember 1856 und Februar 1857 machen es möglich, einen tiefen Einblick in die Situation im Pfarrhaus in Dissen zu tun. Da gibt es einmal die ganz persönlichen Berichte über die schwierige finanzielle Lage eines Landpfarrers, der das Geld für das Studium der Kinder nur mühsam aufbringen kann. Teilweise klingen die Briefe eher wie die aus einem Bauern- statt aus einem Pfarrhaus. So wird über die gefallenen Getreidepreise geklagt, ausführlich über Krankheiten im Stall berichtet, es werden Probleme mit den Angestellten erwähnt. Interessant ist, dass von der Arbeit in der Kirchengemeinde oder im sorbischen Verein in diesen Briefen nichts verlautet. Vermutlich hat die Betreuung der Ställe und die Beaufsichtigung der Mitarbeiter vor allem auf den Schultern der Mutter gelegen. Natürlich nimmt sie Anteil am Studium des Sohns, möchte dabei besonders viel über den be-

* Erfreulich ist, dass anlässlich der Erinnerung an den 200. Geburtstag des Vaters Kito (Christian) Pank (1808–1895) und des aus diesem Anlass am 2. November 2008 veranstalteten wissenschaftlichen Kolloquiums im Heimatmuseum Dissen (Dešno) neue Dokumente aufgetaucht sind. Nachkommen der Familie Pank, heute wohnhaft in Dresden, übergaben dabei wertvolle Unterlagen. Neben dem Konfirmationsschein Oskar Panks von 1852 und der Abschrift des 1887 aufgesetzten Testaments von Kito Pank sind dies acht Briefe Oskar Panks an seinen Vater aus den Jahren 1871 bis 1877. Der Absender war in jenen Jahren Pfarrer in Berlin. Ablichtungen dieser Briefe befinden sich im Sorbischen Kulturarchiv beim Sorbischen Institut in Bautzen und sind mir freundlicherweise in Kopien zur Verfügung gestellt worden.

kannten Theologieprofessor Friedrich August Gotttreu Tholuck (1799–1877) hören. So schreibt sie: „Dass Du öfter bei Tholuck bist, ist mir natürlich ungemein lieb und mir ist alles interessant, was Du da sowie von den anderen Professoren erzählst.“ Die Andeutungen der Mutter über ihre schwache Gesundheit in beiden Briefen lassen nur erahnen, wie krank sie wirklich war. Im zweiten Brief findet sich die handschriftliche Notiz „am 11. Mai ging sie heim“. Oskar Pank berichtete später, dass er in den Semesterferien das Sterben seiner Mutter begleitet hatte. Die beiden Briefe sind also das letzte schriftliche Zeugnis der Mutter, womöglich ist das auch einer der Gründe, weshalb diese Schreiben über die Generationen hinweg so sorgfältig aufbewahrt wurden.

Von Halle wechselte Oskar Pank an die Universität in Berlin. Gegen Ende seines Studiums zeigte sich für den angehenden Pfarrer eine unerwartete Möglichkeit. Es war die Regel, dass die Kandidaten der Theologie nach ihrem Universitätsexamen zuerst Hauslehrer wurden, um sich dann um frei werdende Pfarrstellen zu bewerben. Dem jungen Sorben wurde jedoch schon vor Ende seiner Ausbildung eine Stelle angeboten. Der Patron des Dorfes Schorbus (Skjarbošc), der Landrat von Werdeck, bemühte sich mit dem Hinweis auf die Schwierigkeiten, einen sorbisch sprechenden Pfarrer zu finden, bei den zuständigen Berliner Behörden erfolgreich um die nötigen Zusagen. Im Oktober 1861, gerade 23 Jahre alt, konnte Oskar Pank seine erste Stelle antreten. Im gleichen Jahr heiratete er.

Seiner Heimat hat Oskar Pank später mit einem langen Artikel im christlichen Jahrbuch „Neue Christoterpe“ ein Denkmal gesetzt. Unter der Überschrift „Aus der Chronik des Spreewalds“ schrieb er: „Als Einer, der als Kind unter den Wenden aufgewachsen, als Mann mehr als sieben Jahre in ihrer Sprache ihnen gepredigt hat, darf der Verfasser es wagen, als Dolmetscher jener Chronikschrift aufzutreten, welche lange Zeit hindurch gar nicht beachtet, von Manchen falsch gelesen und erst in jüngster Zeit Gegenstand ernsterer Forschung geworden ist.“ Als Chronikschrift bezeichnet er dabei die Gräberfelder, Volkssagen, die Sprache und die Sitten, über die er die Leser unterrichtet, aber auch die Spinnstubenlieder. „Wie sah ich als Kind, unter den geheimnisvoll schnurrenden Rädchen der Spinnstube am flackernden Kaminfeuer sitzend, die ‚Smertniza‘ (Todesgöttin) draußen um das Haus schleichen, die ‚ludki‘ (Kobolde) geschäftig in dem nahen Burgwall sich tummeln!“ Beeindruckend ist neben der erstaunlichen Kenntnis der sorbischen Geschichte die Liebe, mit der der Verfasser von der Landschaft erzählt, welche die ersten 30 Jahre seines Lebens geprägt hatte.

Anfang des Jahres 1869 wurde der dreißigjährige sorbische Pfarrer ganz unerwartet aus seiner Tätigkeit am Rande des Spreewalds nach Berlin gerufen. Offensichtlich stand hinter dieser Berufung der Generalsuperintendent Carl Büchsel (1803–1889), für Berlin ebenso wie für die Neumark verantwortlich, dem die Begabung des jungen Kollegen nicht verborgen geblieben war. Die überaus schnell gewachsene Großstadt Berlin galt aus kirchlicher Sicht als recht schwierig. In rascher Folge entstanden neue Gemeinden und in einer von diesen, der Golgatha-Gemeinde, begann Oskar Pank seine Tätigkeit als Geistlicher. Ein Jahr später wechselte er an die benachbarte Philippus-Apostelgemeinde. Mehr als 50 Jahre später schrieb er in einer Zeitschrift für Praktische Theologie über seine Berliner Jahre: „Wer nicht selber das kirchliche Leben in Berlin kennen gelernt hat, ist leicht geneigt, das ganze Volk dieser Stadt als ein hoffnungsloses Ackerfeld anzusehen und den Geistlichen zu beklagen, der auf solch Feld gestellt ist. Schon die kurze Zeit meiner Erfahrung an Golgatha hat mich eines anderen belehrt. Viel Unkraut und erschreckend Böses wuchert in Berlin, gleichwie in jeder Weltstadt. Andererseits findet aber gerade hier der Same des Wortes Gottes einen empfänglichen Boden, wie er anderwärts, in Städten und auf dem Lande, vielfach schmerzlich vermisst wird. Jesus

Christus hat in Berlin eine große Heerschar, die seiner Fahne folgt. Und was diese im Besonderen kennzeichnet, das ist tapferer Bekennermut und zuverlässige Treue. Ich stehe nicht alleine mit dem Urteil, dass die Arbeit eines treuen Geistlichen kaum irgendwo dankbarer ist als in Berlin.“

Die Briefe aus jener Zeit an den Vater und Amtsbruder bieten nicht nur interessante Einblicke in das familiäre Leben, sondern vor allem in das kirchliche Leben der Stadt. Das erste dieser Schreiben ist auf den 22. Januar 1871 datiert. Zuerst geht es um einen traurigen Anlass. Georg, der jüngste Bruder Oskar Panks, vor seiner Einberufung Student in Halle, ist im November 1870 im Deutsch-Französischen Krieg gefallen. Jetzt ist zu klären, ob es eventuell Schulden des Bruders gibt und wie der Nachlass aus Halle geholt werden kann. Dann schreibt er über seine Arbeit: „Ich bin etwas angegriffen heut; ich hatte gestern beim Jahrestag des Jerusalem-Vereins die Hauptansprache [...] zu halten und musste dann noch um 9 Uhr Abends die zweite Hälfte meiner Predigt zu heute zusammenstümpfern und die ganze memorieren. Ich wusste, dass die Kirche heut voll sein würde, da Brückner und Kögel nicht predigten, und erst war mir deshalb fatal, nicht genügend vorbereitet zu sein. [...] Gestern war auch die Kaiserin-Königin im Dom, es war der erste Gottesdienst, dem sie als Kaiserin beiwohnte – also ein weltgeschichtlicher Moment. [...] Da die Ansprache im Jahresbericht gedruckt wird, werde ich sie Euch zu seiner Zeit zuschicken. Auch bei meiner heutigen Predigt, nach welcher ich ganz trostlos von der Kanzel ging – ich schämte mich, so schlecht gepredigt zu haben – ward mir der unerwartete und unverdiente Trost, dass ich um ihren Druck gebeten wurde. Aber dazu komme ich immer nicht, sie nochmals abzuschreiben, und sie wird darum wohl ungedruckt bleiben, wie schon oft.“

Aus diesen bescheiden klingenden Worten können wir heute zwei interessante Entwicklungen ablesen. Innerhalb von nur zwei Jahren muss sich der junge, aus dem ländlichen Umfeld nach Berlin gekommene Pfarrer so viel Anerkennung erworben haben, dass er in den Vorstand des Jerusalemvereins gewählt wurde, der ihn sogar mit der Predigt beim Jahresfest im Berliner Dom beauftragte. Wie an der Anwesenheit der Kaiserin abzulesen ist, erfuhr dieser Verein Förderung von allerhöchster Stelle. 1852 gegründet, hatte er sich die Mission im Heiligen Land, vor allem die Unterstützung der dort lebenden arabischen Christen als besondere Aufgabe gestellt. Der Verein förderte evangelische Gemeinden und Schulen. Unter seiner Mitwirkung entstanden das noch heute existierende syrische Waisenhaus und die Erlöserkirche. Waisenhaus wie Kirche wurden jedoch erst 1898, als der deutsche Kaiser Wilhelm II. Palästina besuchte, eingeweiht. Zur Begleitung des Kaisers bei der Orientreise gehörte auch Oskar Pank, inzwischen schon seit vielen Jahren Superintendent in Leipzig. Mit dem späteren Vorsitzenden des Vereins, dem konservativen Politiker Albert Julius Graf von Zietzen-Schwerin (1835–1922), fühlte er sich freundschaftlich verbunden. In den Hungerjahren während des Ersten Weltkriegs lud ihn die Familie des pommerschen Adligen für einige Wochen ein, um ihn zu unterstützen.

Die Bemerkung Oskar Panks über seine ungenügende Predigtvorbereitung ist noch interessanter. Man muss wissen, dass sich die evangelischen Christen in Berlin in der Regel nicht an die festgelegten Gemeindegrenzen hielten. Sie suchten sich den Prediger, von dem sie sich besonders angesprochen fühlten. So gab es einige, zu denen von weither die Besucher strömten. Bekannt ist, dass auch Oskar Pank, namentlich in seiner Zeit als Superintendent an der Dreifaltigkeitskirche, zu den bedeutenden Predigern der Stadt zählte. Erstaunlich ist aber, dass er sich, wie aus seinem Brief zu entnehmen, so schnell einen solchen Ruf erwarb und darauf hoffen konnte, dass die Besucherzahl bei ihm besonders hoch wäre, wenn Kögel und Brückner nicht predigen würden.

Zu den bekanntesten Berliner Predigern gehörten Rudolf Kögel (1829–1896), ab 1864 Hof- und Domprediger, ab 1873 Oberhofprediger, ab 1879 auch Generalsuperintendent der Kurmark, und Benno Bruno Brückner (1824–1905), der vorher als Professor in Leipzig gewirkt hatte und in Berlin 1869 Propst an St. Nikolai und 1872 als Generalsuperintendent Nachfolger von Carl Büchsel geworden war. Beide waren Persönlichkeiten, die das kirchliche Leben in Berlin und darüber hinaus prägten. Wenn Oskar Pank, gerade zwei Jahre im Amt, damit rechnen konnte, dass seine Gottesdienste gut besucht würden, da sie nicht predigten, zeigt dies, wie überaus rasch sein Bekanntheitsgrad gewachsen war.

Wie er selber berichtete, stand er bei seinem Dienstantritt in Berlin sonntags in einer fast leeren Kirche. Sehr schnell füllten sich jedoch die Bänke. Wahrscheinlich konnte er Menschen zu Herzen sprechen, weil sie merkten, dass seine Worte aus tiefstem Herzen und einem tiefen Glauben kamen. Als er nach einem Jahr von der Golgatha-Gemeinde an die Philippus-Apostelgemeinde wechselte, blieben viele seiner ehemaligen Gemeindeglieder ihrem bisherigen Seelsorger treu, besuchten auch in der neuen Kirche seine Gottesdienste oder baten um den Vollzug von Amtshandlungen. Zu seinen regelmäßigen Besuchern gehörten in jener Zeit unter anderem der frühere Staatsminister Moritz August von Bethmann Hollweg (1795–1875) und der Vater der Inneren Mission Johann Hinrich Wichern (1808–1881). Später, als sich die Nachricht verbreitete, dass Oskar Pank nach Leipzig wechseln würde, schrieb eine Frau in Berlin an den Kaiser und bat, er möge ihn in Berlin halten, denn „ich komme bei jeder seiner Predigten eine Stufe auf des Himmels Leiter höher“. Vermutlich hat der Prediger diesen ehrenvollen Brief, der sich bei den Akten des Oberkirchenrats befindet, nie zu Gesicht bekommen.

Im Juli 1871 schildert Oskar Pank seinem Vater, wie die Familie zum Urlaub an die Ostsee reist. Da die finanzielle Situation für die junge Familie mit zwei Kindern, das dritte Kind wird erst 1874 geboren, recht angespannt ist, gibt der Vater einen Zuschuss zur Urlaubsreise. Der dritte Brief aus Berlin an den Vater in Dissen ist es wert, in eine kirchengeschichtliche Quellensammlung aufgenommen zu werden. Oskar Pank beschreibt darin die erste Wahl zum Gemeindekirchenrat. Dies bedarf einer Erklärung. In der Zeit, als er Pfarrer in Berlin war, wurden die Gesetze vorbereitet, die die Bildung von Gemeindekirchenräten und Synoden in den Kirchen der preußischen Provinzen ermöglichen sollten. Ein Erlass vom 10. September 1873 regelte die Wahl von Kirchenältesten. Eine außerordentliche Generalsynode brachte 1875 einen ersten Abschluss dieser Entwicklung, mit der die Trennung von Staat und Kirche schrittweise vollzogen wurde.

Im Vorfeld der Wahlen hatten sich verschiedene kirchliche Gruppierungen gebildet, die Einfluss auf die Entwicklung nehmen wollten. Da gab es die Konfessionellen und die Mittelpartei. Viel wichtiger in Berlin war jedoch die von Rudolf Kögel ins Leben gerufene „Positive Union“. Darin sammelten sich diejenigen, die zwar positiv zur preußischen Union, aber ablehnend gegenüber dem kirchlichen Liberalismus eingestellt waren. Auch der aus Schorbus nach Berlin gekommene Pfarrer Pank gehörte zu denen, die hier ihre kirchliche Heimat fanden. Wenn er in seinem Brief immer wieder von den „Kirchlichen“ oder der „kirchlichen Partei“ schreibt, dann ist diese Gruppe gemeint. Eine Hauptgefahr sah er ähnlich wie Rudolf Kögel in der Möglichkeit, dass sich liberale Kräfte in der Kirche durchsetzen könnten. 1863 hatten Vertreter des kirchlichen Liberalismus in Frankfurt am Main den „Protestantenverein“ gegründet, der „um Versöhnung der Kirche mit der Kultur der Gegenwart“ bemüht war. Undogmatisches Christentum und Abschaffung des Bekenntniszwangs waren einige der Grundsätze dieses Zusammenschlusses. Gefordert wurde weiterhin die uneingeschränkte Freiheit der Lehre. Als

der Protestantenverein seine Zusammenkunft 1869 in Berlin abhalten wollte, hatte sich dort ein starker innerkirchlicher Widerstand gebildet. Der Konsistorialpräsident Immanuel Hegel (1814–1891), ein Sohn des großen Philosophen, hatte in Zusammenarbeit mit dem Generalsuperintendenten die Kirchen Berlins gesperrt, sodass der Protestantenverein in eine Turnhalle ausweichen musste. Verhindert werden konnte allerdings nicht, dass Berlin stark von dieser Gruppierung geprägt wurde. Dies waren die Hintergründe der ersten Wahl von Gemeindevertretern in den preußischen Kirchen. Die einzelnen Parteien hatten Listen aufgestellt, Wahlkampf geführt und erbittert um Einfluss gestritten. Die bisherigen Gemeindekirchenräte waren einige Zeit zuvor ohne offizielle Wahl bestimmt worden und hatten die Gemeinden bis zur ersten regulären Wahl zu leiten.

In einem Brief beschreibt Oskar Pank seinem Vater ausführlich, wie er den Wahlsonntag im Februar 1874 erlebt hat. „Die kirchliche Aufregung in Berlin ist groß ... Die Stellung der protestantenvereinlichen und der kirchlichen Partei zu einander war in meiner Gemeinde seit jenen Versammlungen eine ziemlich scharfe geworden. Hat man in mehreren Gemeinden Compromisse geschlossen oder Leute genommen, die allenfalls für rechte oder linke gelten können – so dass keine Parteien sich in ihnen den Sieg zuschreiben – so war davon hier keine Rede mehr. Die kirchliche Partei stellt eine treffliche Liste für den Gemeindekirchenrat auf [Oskar Pank nennt hier fünf Namen]. Dagegen ruhte die Gegen-Agitation keinen Tag und benutzte alle Mittel ihres weitreichenden Einflusses. Am Wahltag hatte ich Gottesdienst um 10 Uhr mit kurzer Predigt, um 11 Uhr Wahl ... Die Kirche war vorwiegend von Wählern besetzt – doch blieb eine ansehnliche Zahl grundsätzlich draußen im Kalten stehen, um nur ja nach dem Gottesdienst die Kirche zu betreten. Schon $\frac{1}{2}$ St. vor dem Gottesdienst hatte man einen Mann in die Vorhalle postiert, der protestantenvereinliche Stimmzettel austeilte und, um unbefangene Gemüter zu fangen, ausdrücklich betonte: es geschähe im Einverständnis des Pastor Pank. Ein Verfahren, das überhaupt vielfach angewendet worden ist und leider haben Dumm-Gutmütige sich irreleiten lassen. So haben z. B. gerade die Stimmführer der Gegenpartei noch vor Weihnachten in eigenster Person eine Kollekte in den Häusern für die beraubte Kirche eifrigst gesammelt und mir den Ertrag gebracht; in ihrer letzten Wählerversammlung ließen sie zu demselben Zweck Büchsen am Ausgang des Locales halten, sprachen auch von meiner Person nur in freundlicher Weise – also, sagten sich selbst kirchliche Leute viele und mehr, als man glauben sollte, die Männer scheinen ja wohl der Kirche Wohl auf dem Herzen zu tragen. Daß die meisten der Neugewählten am Wahltage zum 1. Mal, so lange ich Pfarrer bin, die Kirche besuchten, daran dachte man nicht. – Ich hatte zwei Schutzleute für alle Fälle mir besorgt. Nur als Dr. Benckewitz Miene machte diese zu rufen, verstand sich der Zettel-Austeiler in der Vorhalle dazu, diese zu verlassen ... Bei der Wahl ging es ruhig, anständig zu ... Um 5 Uhr war die Sache fertig. Leider, da man die Zettel der Parteien erkennen konnte, waren eine Reihe gerade kirchlicher Leute nicht erschienen. Die andere Partei war musterhaft auf dem Platze. Sonst wäre das Resultat vielleicht noch ein anderes geworden. Die Kirchlichen unterlagen mit 40–50 Stimmen unter der absoluten Majorität; c. 400 Wähler waren erschienen. In den anderen Gemeinden ist das Resultat noch viel trauriger ... Nun hilf der Herr in Gnaden weiter! Ich konnte die Tränen nicht zurückhalten, als ich meinen alten treuen und eifrigen Gemeindekirchenrat am Sonntag gehen ließ und sagen mußte: Sie treten nun ab, um solchen Platz zu machen, die niemals in die Kirche gehen werden.“

Vor der nächsten Wahl im Jahr 1880 hatte die Synode überarbeitete Bestimmungen für die Gemeindewahlen beschlossen. In Zukunft musste sich jeder, der an der Wahl

teilnehmen wollte, vorher beim Pfarrer zur Eintragung in die Wählerlisten melden, seinen Tauschein und die Taufscheine seiner Kinder vorlegen als Zeichen, dass er seine kirchlichen Pflichten nicht verletzt hatte. Wer gewählt werden wollte, musste zusätzlich einen Nachweis der Bewährung im kirchlichen Dienst erbringen. Das Interesse an den Wahlen nahm dadurch schnell ab, was offensichtlich auch beabsichtigt war. Trotzdem blieben die kirchlichen Wahlen ebenso wie die Besetzung frei gewordener Pfarrstellen die Punkte, an denen erbittert von den verschiedenen Gruppen um Einfluss gerungen wurde. In jener Zeit des „Kulturkampfes“ hatten neben der hauptsächlich betroffenen katholischen Kirche auch die Evangelischen Sorge, aus dem öffentlichen Leben verdrängt zu werden.

Weit weniger dramatisch ist der nächste Brief, der uns vorliegt. Am 25. August 1874 schreibt Oskar Pank seinem Vater aus Shaklin auf der Isle of Wight und berichtet von einer plötzlichen Reise nach England. Zuerst hatte ihn sein Weg zu einer kirchlichen Festwoche nach Elberfeld geführt, als ihn die Anfrage erreichte, ob er bereit wäre, mit nach England zu fahren, um dort die „Heiligungsbewegung“, eine besondere Form der Erweckungsbewegung, kennenzulernen. Im nächsten Brief, nun wieder aus Berlin, schreibt er dem Vater von seinen Erlebnissen. Die Konferenz, die Oskar Pank besuchte, wurde vor allem von dem Evangelisten Robert Pearsall Smith geprägt. Man traf sich vom 29. August bis zum 7. September in der englischen Universitätsstadt Oxford. Daneben konnte er auch London besuchen und die dortige Arbeit der englischen Erweckungsbewegung sowie einige ihrer weltbekannten Prediger kennenlernen. Darüber berichtet er: „Reichen Segen habe ich in Oxford aus den köstlichen Versammlungen empfangen nicht sowohl für mein Amt als für meinen eigenen innern Menschen und niemals werde ich vergessen, was ein Mr. Smith u. a. mir dort gegeben, was sie mir geworden sind, es ist ein Segen für die Ewigkeit.“ Im gleichen Brief teilt er seinem Vater auch mit, dass man ihm in Barmen eine Pfarrstelle angeboten habe. Nach einigen Gesprächen mit Verantwortlichen in Berlin lehnt er jedoch ab.

In Vorträgen und Briefen kommt Oskar Pank in den folgenden Jahren immer wieder auf das in England Erlebte zurück. Ein Jahr später, im Mai 1875, versucht er sogar, seinen Vater zu ermuntern, ihn auf einer erneuten Reise nach England zu begleiten. Aus Deutschland kämen allein 70 Personen. Der Vater kann freilich kein Englisch, vermutlich hat er der plötzlichen Einladung keine Folge geleistet. Noch zwei Briefe vom Ende des Jahres 1877 haben sich erhalten. Besonders im ersten vom 18. Dezember finden sich einige neue Erkenntnisse. Im Frühjahr 1878 war Oskar Pank an die Dreifaltigkeitskirche gewechselt. An dieser markanten Kirche, früher Wirkungsort des bekannten Theologieprofessors Friedrich Schleiermacher (1768–1834), war die Stelle des 1. Pfarrers und Superintendenten frei geworden. Es gab ein hartes Ringen hinter den Kulissen, bei dem die verschiedenen kirchenpolitischen Parteien jeweils ihren Kandidaten durchsetzen wollten, ehe für viele überraschend im April 1878 Oskar Pank berufen wurde. Aus den entsprechenden Akten der Gemeinde und des Oberkirchenrats geht nicht hervor, dass er schon Ende 1877 als möglicher Kandidat im Gespräch war. In seinem Brief berichtete er dem Vater: „Bei Dreifaltigkeit will sich der Himmel noch immer nicht klären“ und schilderte, dass er schon zu einer Probepredigt geladen worden war, die auch ein gutes Echo gefunden hätte. Inzwischen gäbe es aber Widerstand, es würden „Hetzsignale“ ausgesandt und Stimmung gemacht, um seine Wahl zu hintertreiben. Probleme würden auch die Gehalts- und Wohnungsfrage machen. Da die Dreifaltigkeitskirche königliches Patronat war und man sich von allerhöchster Stelle für Oskar Pank stark machte, wurde er schließlich doch neuer Pfarrer an dieser Gemeinde.

Leider sind keine weiteren Briefe aus Berlin bekannt. Das ist besonders bedauerlich, weil die nächsten vier Jahre wieder einen interessanten Lebensabschnitt umfassen. Gern hätten wir gewusst, wie Oskar Pank darüber dachte. Schnell füllte sich die bis dahin nur spärlich besuchte Dreifaltigkeitskirche, die Berliner nahmen oft weite Wege in Kauf, um zu seinen Gottesdiensten zu gelangen. Der neue Pfarrer begann eine Predigtreihe, in der er unter dem Titel „Das zeitliche Leben im Lichte des ewigen Wortes“ die Stationen des menschlichen Lebens von der Wiege bis zur Sterbestunde und dem Grab beschrieb und Hilfen für das tägliche Leben gab. In Buchform 1880 herausgegeben, erreichte dieser Predigtband eine große Verbreitung in insgesamt 12 Auflagen. Später sollten weitere Predigtbände folgen.

Zum Bereich der Dreifaltigkeitsgemeinde gehörte auch die Reichskanzlei in der Wilhelmstraße mit Otto von Bismarck (1815–1898). Dessen Frau Johanna von Bismarck geb. Puttkamer (1824–1884) war eine treue Besucherin der Gottesdienste, oft zusammen mit einem ihrer Söhne, und lud schließlich Oskar Pank zu sich nach Hause ein. Bald entstand eine Freundschaft zur Familie des Reichskanzlers. Regelmäßig hielt Pank die Abendmahlsfeiern. Vermutlich hatte er seinem Vater in Dissen darüber berichtet, machte er sich doch selber Aufzeichnungen über seine Begegnungen und Gespräche im Hause Bismarck. Diese Niederschriften waren aber nicht mit Blick auf eine spätere Veröffentlichung angefertigt worden, sondern sollten lediglich der eigenen Erinnerung dienen. Später gedrängt, diese Notizen einem größeren Personenkreis zugänglich zu machen, stimmte Pank diesem Wunsch nur unter der Bedingung zu, dass dies erst nach seinem Ableben geschehen sollte. Der Hang zur Harmonisierung, der alle seine später niedergeschriebenen Erinnerungen prägt, hat ihm auch hier deutlich die Feder geführt. Sein Sohn hat 1929 Aufzeichnungen unter dem Titel „Im Bismarckschen Hause“ herausgegeben. Schon vorher, zum 70. Geburtstag des Reichskanzlers, wurde Pank von einem Verlag gefragt, ob er ein Lebensbild Bismarcks schreiben würde. 1885 erschien das „Bismarckbüchlein“. Die Freundschaft zur Familie von Bismarck blieb über den Wechsel nach Leipzig hinaus bestehen. Mehrmals besuchte Oskar Pank das Ehepaar von Bismarck auch auf dessen Alterssitz in Friedrichsruh bei Hamburg.

Ein tiefer Einschnitt im Leben der Familie Pank war der Umzug nach Leipzig im Frühjahr 1882. Ist es nicht ungewöhnlich, dass ein allgemein anerkannter Geistlicher mit Beziehungen zu höchsten Kreisen, erst vier Jahre in einer neuen Gemeinde, ohne äußeren Zwang so plötzlich seine Stelle verlässt? Besonders aktiv war dabei der damalige Leipziger Oberbürgermeister Otto Georgi (1831–1918). Als neues Stadtoberhaupt hatte er bei Dienstantritt das Versprechen abgegeben, Leipzig zu einer gesunden Stadt zu machen. Ein neues Wasserwerk, der Vieh- und Schlachthof, viele Grünanlagen, eine neue Friedhofs- und Bestattungsordnung waren Ergebnisse dieser Bemühungen. Doch „gesunde Stadt“ bedeutete nicht nur die Schaffung von entsprechenden äußeren Voraussetzungen, es ging ihm ebenso um die „innere Gesundheit“. Geist und Seele sollten gesund bleiben, soziale Spannungen nach Möglichkeit vermieden werden. Hier sah der Oberbürgermeister die Kirche gefordert, sie sollte „helfende und rettende Innenseite des Staates“ sein, wie damals formuliert wurde. Als Patron war die Stadt für die Pfarrstellenbesetzung mit zuständig, der Oberbürgermeister nahm dieses Amt sehr ernst. Vermutlich war Otto Georgi während eines Besuchs bei seinem Sohn, der in Berlin den Militärdienst leistete, zu einem Gottesdienst von Oskar Pank in der Dreifaltigkeitskirche gewesen. Dabei muss in ihm der Wunsch entstanden sein, diesen Geistlichen für Leipzig zu gewinnen. Mit großem persönlichen Einsatz überwand er den Widerstand bei Pank ebenso wie die Widerstände in Leipzig. Zuerst wurde Oskar Pank Pfarrer an der

Nikolaikirche, um schon zwei Jahre später als Superintendent an die Thomaskirche zu wechseln.

Einige Zahlen zeigen die große organisatorische Leistung in einer fast explosionsartig wachsenden Stadt. Als Oskar Pank nach Leipzig kam, standen dort acht Kirchen oder Kapellen mit insgesamt 19 Geistlichen; seit über 300 Jahren hatte es in der Stadt keinen Kirchenneubau gegeben. Beim Eintritt des langjährigen Superintendenten in den Ruhestand bestanden 47 gottesdienstliche Stätten mit 76 Geistlichen, dazu eine Gemeindestruktur, die 100 Jahre hielt. Später urteilte einer der Nachfolger in diesem Amt, der Superintendent Heinrich Schumann (1875–1964), über die Zeit Oskar Panks: „Nicht als ob alles sein ausschließliches Verdienst gewesen sei, aber es soll doch dankbar festgestellt werden, dass er in der Zeit seines Regiments eine gewaltige organisatorische Leistung vollbracht hat.“

Bei der von ihm angeregten Gründung eines Kirchenbauvereins ging Pank sehr unkonventionell vor. Er suchte aus dem Leipziger Adressbuch hundert Anschriften von Menschen heraus, von denen er gewissen Einfluss erhoffte, und lud sie zu einer Versammlung ein. Zu den 73 Personen, die tatsächlich kamen, sprach er über seine Besorgtheit um die inneren Schäden der Gesellschaft. „Es zeigt sich, dass ein Mangel um so stärker empfunden wird, je äußerlicher er ist. Je innerlicher er aber ist, desto langsamer kommt er in das öffentliche Bewusstsein, und die Behebung dieses Mangels scheint einen Aufschub zu ertragen.“ Seine Worte fanden Gehör. Es kam in der Folge zu zahlreichen Gemeindeneugründungen und Kirchenbauten.

Viele weitere Anregungen für eine intensivere Gemeindegarbeit gingen in den 30 Jahren seiner Tätigkeit in Leipzig von ihm aus oder wurden von seiner Seite tatkräftig unterstützt. Heute sind es besonders das 1890 gegründete Diakonissenmutterhaus und das damit verbundene, im Jahr 1900 erbaute Diakonissenkrankenhaus, was sichtbar an sein Wirken erinnert. Als Leipziger Superintendent war Oskar Pank von Amts wegen einer der beiden geistlichen Vertreter in der 1. Kammer des Sächsischen Landtags. Bei Durchsicht der Protokolle dieser Ständekammer findet man einen interessanten Redebeitrag von ihm, der zeigt, wie stark sich der frühere sorbische Pfarrer auch nach vielen Dienstjahren in anderer Umgebung mit seiner Heimat verbunden fühlte.

Während der Haushaltsdebatte im Februar 1896 ging es auch um die Schwierigkeit, genügend sorbisch sprechende Pfarrer zu finden. Oskar Pank nahm hier das Wort und setzte sich in einem sehr emotionalen Beitrag dafür ein, in Orten mit überwiegend sorbischer Sprache auch Pfarrer einzusetzen, die diese Sprache verstehen und sprechen. Kirchlichkeit und Sprache, so argumentierte er, gehörten zusammen. Man würde den Menschen den Glauben nehmen, wenn man ihnen die Sprache nähme. Anschaulich schilderte er seine frühere Arbeit als sorbischer Pfarrer: „In meiner Gemeinde verstanden wohl mindestens zwei Drittel der Bevölkerung ziemlich gut Deutsch. Im Gottesdienste predigte ich nun immer nach einander deutsch und wendisch. Nach der deutschen Predigt verließen Diejenigen, die sich dadurch befriedigt fühlten, die Kirche: es war ein verschwindender Bruchtheil der Gemeinde. Alle Übrigen blieben da, um die Predigt noch einmal in ihrer Muttersprache zu hören, und während sie unter der deutschen Predigt dagesessen, offenbar innerlich unberührt, wiewohl sie sprachlich die Predigt verstanden hatten, so wandelte sich das Kirchenbild völlig unter derselben Predigt in wendischer Gestalt: die Köpfe der Männer waren unverwandt auf die Kanzel gerichtet, und an den Augen der Frauen waren die weißen Tücher mit Trocknen beschäftigt. Wenn ich eine Trauung zu vollziehen hatte, so wurde sie meist in deutscher Sprache gewünscht; eine gewisse Eitelkeit verlockte das junge Paar, öffentlich zu zeigen, daß sie hinter der Cultur, und die präsentirt sich ihnen als deutsch, nicht zurück-

geblieben seien. Handelte es sich aber um ein Begräbniß und das damit verbundene Herzeleid, so lautete meist die Entscheidung: nein, lieber wendisch, das geht uns doch ganz anders zu Herzen. Und an den Sterbebetten zumal kommt man kaum anders an's Herz als mit wendischem Laut. Ja, schon im gewöhnlichen Leben: wie oft habe ich's erlebt, daß, wenn mir Wenden begegneten und ich sie deutsch ansprach, sie äußerst zurückhaltend, fast mißtrauisch waren; aber ein wendisches Wort und das kühle Herz fiel mir erwärmt in den Schooß. Darum halte ich allerdings dafür, daß, wo noch irgend eine Möglichkeit ist, das religiöse Bedürfnis der Wenden befriedigt werden möchte durch wendisch sprechende Geistliche.“

Im gleichen Zusammenhang führte er weiter aus: „Es ist ohnehin schade, wenn die ausgeprägte Eigenart eines Volksstammes stirbt und schwindet, wenn sie untergeht unter einem allgemeinen Nivellement, und es ist auch schade um den Untergang einer Sprache, die neben ihrem allgemeinen außerordentlichen Formenreichtum Eigenthümlichkeiten besitzt, wie sie in keiner lebenden Sprache gefunden werden, einer Sprache, die auch innerhalb der slavischen Sprachfamilie ihre besondere Bedeutung hat, weil sie gewissermaßen den unverfälschten, durch Jahrhunderte ziemlich unberührten Urtypus des slavischen Idioms darstellt; darum halte ich auch das wissenschaftliche Studium dieser Sprache für überaus wichtig, so lange noch Zeit dazu ist.“ Diese spürbare Verbindung zu seiner Herkunft bestand bis zu seinem Lebensende.

Weitere Predigtbände wurden von Pank veröffentlicht, so eine Auslegung des Matthäus-Evangeliums in zwei Bänden und die Sammlung von Predigten zu seinem Abschied aus dem Dienst mit dem Titel „Ich schäme mich des Evangeliums von Jesus Christus nicht“. Wer sich mit den Veröffentlichungen des Leipziger Superintendenten beschäftigt, muss freilich beachten, dass auch der gleichnamige Sohn mit zahlreichen Arbeiten hervorgetreten ist. Bibliotheken wie Antiquariatslisten trennen die beiden Autoren nicht immer sorgfältig.

Die Universität Leipzig verlieh Oskar Pank die Würde eines Ehrendoktors, das Königreich Sachsen den Titel Geheimrat. 1909, im Zusammenhang mit seinem 25-jährigen Dienstjubiläum als Superintendent, wurde er Ehrenbürger der Stadt Leipzig. In der Zwischenzeit hatte er eine Berufung, als Generalsuperintendent nach Magdeburg zu gehen, abgelehnt und sich endgültig für Leipzig entschieden.

In den Jahren 1900 bis 1908 übernahm Pank den Vorsitz im Gustav-Adolf-Verein, dem heutigen Gustav-Adolf-Werk, und er wurde deutschlandweit bekannt. Zum Vorstand dieses christlichen Werks gehörte er bis zu seinem Wegzug aus Leipzig. In einem Brief aus späterer Zeit berichtete er von einem Besuch im Auftrag des Gustav-Adolf-Werks in Kroatien, wo zu seiner Überraschung sein Sorbisch verstanden wurde. Er wurde zu einer Synode eingeladen, „... deren Verhandlungen ich im ganzen und großen zu folgen vermochte. So nah verwandt fand ich zu meinem Erstaunen die serbische Sprache mit unserem Wendisch.“

1910 stellten sich gesundheitliche Probleme ein, zeitweise verordnete ihm der Arzt ein Predigtverbot. Sein Rücktrittsgesuch wurde zu dieser Zeit noch abgelehnt, zwei Jahre darauf aber bewilligt. Das Ehepaar Pank blieb noch einige Jahre in Leipzig, ehe es 1919 nach Lindau-Bad Schachen in die Nähe der Tochter zog, wo ein Haus erworben werden konnte. 1921 starb die Frau Olga geb. Nickse (geb. 1845), 1923 der älteste Sohn.

Im Sorbischen Kulturarchiv in Bautzen sind Briefe einzusehen, die aus den späten Lebensjahren Oskar Panks stammen. Sie gehören zum Nachlass von Christian Gotthold Schwela (Šwjela, 1873–1948), ab 1913 Pfarrer in Dissen. Lebhaft nahm der Superintendent im Ruhestand Anteil an den Forschungen von Schwela, bedankte sich für die

Zusendung von Veröffentlichungen, hatte selber einige Fachfragen zu bestimmten Ausdrücken und nahm an der nach dem Ersten Weltkrieg neu aufgeflamnten Diskussion um die Stellung der Sorben Anteil. „Ihre anschauliche Beschreibung Dissens mit den zutreffenden etymologischen Beleuchtungen hat mein ganzes Interesse in Anspruch genommen“, lesen wir in einem der Briefe. In einem anderen Schreiben drückte Pank den Wunsch aus, einmal wieder die Schwelle seines Vaterhauses überschreiten zu können. Bewegend sind die Briefe aus den letzten Lebensjahren. Im Januar 1927 beklagte er, dass seine Erblindung so weit fortgeschritten sei, dass er nicht mehr selber schreiben könne. Seine Tochter übernahm die Aufgabe, seine Briefe zu notieren. An Schwela schrieb er: „Die deutsch verfassten Aufsätze Ihrer Feder kann ich mir vorlesen lassen. Aber den wendischen gegenüber bin ich von aller Hilfe verlassen, niemand kann sie mir lesen.“

Am 14. April 1928, wenige Tage vor seinem 90. Geburtstag, starb er. Das „Lindauer Tageblatt“ vom selben Tag brachte eine kurze Nachricht von seinem Ableben, zwei Tage darauf folgte ein längerer Bericht über seine Bedeutung für das kirchliche Leben seiner Zeit, der zeigte, dass die Lindauer wussten, wer in ihrer Stadt gewohnt hatte. Zahlreich waren natürlich die Rückblicke in Leipziger Zeitungen. In der alten Heimat brachte der „Serbski Casnik“ eine Nachricht von seinem Tod und erwähnte seine Liebe zum Sorbentum und seinen Einsatz für den Erhalt der sorbischen Sprache. Auf dem Friedhof in Lindau-Äschach wurde er am 17. April unter großer Anteilnahme auch vieler Trauergäste aus Leipzig beigesetzt, die Trauerfeier wurde von seinem Sohn Oskar gehalten. In Leipzig läuteten zu dieser Zeit von allen evangelisch-lutherischen Kirchen die Glocken zur Erinnerung an den langjährigen Superintendenten.

*

Es ist sehr zu begrüßen, dass in den letzten Jahren verstärkt an das Leben und Wirken dieses bedeutenden Kirchenmannes erinnert worden ist. Er war ein großer Sohn des sorbischen Volkes, bewegt von der Liebe zur Heimat ebenso wie von dem Wunsch, den christlichen Glauben den Menschen zu erhalten und die Menschen dem Glauben zu erhalten. Bedauerlich ist freilich, dass sich im Gegensatz zu Dissen, der Wirkungsstätte seines Vaters, in seinem Geburtsort Leuthen und dem heute pfarramtlich verbundenen Schorbus die Erinnerung an seine Geburt und sein erstes pfarramtliches Wirken anscheinend ganz verloren hat. Es würde sich lohnen, in einer Zeit, in der wir unsere Geschichte wieder neu entdecken – zum Glück ohne ideologische Vorzeichen –, auch in der Heimat sein Andenken ausdrücklich zu bewahren.

Veröffentlichungen von Oskar Pank

- Die Heiligung durch den Glauben im Blick auf die Oxforder Bewegung. Vortrag gehalten auf der allgemeinen kirchlichen Konferenz zu Barmen. Barmen 1875, 46 S.
- Die großen Städte und das Evangelium. Vortrag auf dem XVIII. Congress für Innere Mission in Danzig am 7. September 1876. Hamburg 1876, 47 S.
- Das zeitliche Leben im Lichte des ewigen Wortes. Predigten von Oskar Pank. Berlin 1880, 357 S.
- Aus der Chronik des Spreewaldes. In: Rudolf Kögel, Wilhelm Bauer, Emil Frommel (Hg.): Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch. Bd. 4. Halle 1883, S. 114–158
- Predigten, gehalten in der St. Nikolaikirche zu Leipzig. Berlin 1884, 137 S.

- Bismarckbüchlein. 1815–1835–1885. Festgabe zum Jubiläum des Reichskanzlers Fürsten Bismarck für das deutsche Volk. Berlin und Leipzig 1885, 159 S.
- Das Evangelium Matthäi in Predigten und Homilien ausgelegt. Erste Hälfte. Bremen und Leipzig 1889, 442 S.
- Das Evangelium Matthäi in Predigten und Homilien ausgelegt. Zweite Hälfte. Bremen und Leipzig 1891, 441 S.
- Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht. Ein Jahrgang Predigten. Halle 1910, 565 S.
- Im Bismarckschen Hause. Erinnerungen von Dr. theol. Oskar Pank. Herausgegeben von seinem Sohne. Halle 1929, 85 S.

Literatur zu Oskar Pank

- Blankmeister, Franz: Der alte Steuermann – Erinnerungen an Oskar Pank. Leipzig 1928
- Sievers, Hans-Jürgen: Baumeister seiner Kirche – Superintendent Oskar Pank und sein Einsatz für Gemeinde, Diakonie und Gustav-Adolf-Werk. Leipzig 1998